

## **Predigt in der Apostelkirche Ludwigshafen über Jona 2,3-10**

Unter Verwendung von Material zur Eröffnung der Friedensdekade  
Sonntag, 15. November 2015, Pfarrer Stefan Bauer

Übersetzung: Neue Zürcher Bibel

Als ich in Not war, rief ich zum HERRN,  
und er hat mich erhört.

Aus dem Innern des Totenreichs rief ich um Hilfe,  
du hast meine Stimme gehört.

Du hattest mich in die Tiefe geworfen,  
mitten ins weite Meer,

und die Strömung umspülte mich,

all deine Wogen und deine Wellen gingen über mich hinweg.

Und ich, ich sprach: Ich bin verstossen,  
deinen Augen entzogen!

Doch ich werde wieder aufblicken  
zu deinem heiligen Tempel!

Das Wasser stand mir bis zum Hals,  
die Flut umspülte mich,

Schilf hatte sich um meinen Kopf gewickelt.

Zum Fuss der Berge war ich hinabgefahren,

die Erde - ihre Riegel schlossen sich hinter mir für immer.

Da hast du mein Leben aus der Grube gezogen,  
HERR, mein Gott!

Als meine Lebenskraft sich mir versagte,  
erinnerte ich mich des HERRN,

Und mein Gebet kam zu dir  
in deinen heiligen Tempel.

Die nichtige Götzen verehren,  
lassen ihre Gnade fahren.

Ich aber will dir Opfer schlachten mit lautem Danken,  
was ich gelobt habe, will ich erfüllen!

Die Hilfe ist beim HERRN!

Liebe Gemeinde!

Nur das Wichtigste konnte in den Koffer. Das waren vor allem die Briefmarken, das einzige, was mein Opa von der Rückzugs-Front auf dem Balkan nach Hause schicken konnte. Vielleicht könnte man sie mal verkaufen. So wurden die Briefmarken-Alben mitgeschleppt. Mein Vater hatte einen Rucksack und weil er erst 7 war, durfte da der Teddy mit rein. Auf dem Bahnhof im besetzten Polen, wo ein befreundeter Polizist Passierscheine besorgt hatte für den letzten Zug, der aus Bromberg nach Westen fuhr, auf diesem Bahnhof stand plötzlich mein Opa da und hat seine zwei Jungs und seine Frau in die Arme geschlossen. Dann kam ein Feldjäger auf die kleine Gruppe zu und gab meinem Großvater den Marschbefehl zur Heimatverteidigung. Er musste die Familie allein ziehen lassen. Wenigstens in der Hoffnung, dass sie es schaffen können. Seit dem und bis heute ist er vermisst. Auf dem Weg zurück in die pfälzische Heimat erlebten meine Oma, Vater und Onkel viel Hilfe. Zuhause war es dann mehr die Erfahrung verschlossener Türen. Drei Esser mehr, ohne einen Versorger in der Familie. Sie waren in ihrem eigenen Heimatdorf nicht wirklich willkommen.

Nur das Wichtigste konnte in die Taschen. Der Mann aus Damaskus war schlecht zu Fuß. Aber es half nichts. Der Außenbezirk, wo sie wohnten, hatte schon ein paar Granattreffer abbekommen. Nachts wurde geschossen. Der Sohn hatte darauf bestanden, dass die Eltern die Reise nach Deutschland versuchen. Vier Monate lang ging die Odyssee des Rentnerhepaares. Viele Tagesmärsche legten sie zurück. Irgendwie war es doch immer weiter gegangen oder jemand hatte geholfen. Sie saßen in einem vollgestopften Schlauchboot nach Lesbos. Sie haben es geschafft. Jetzt sind sie im Klinikum hier in der Stadt untergekommen. Im Schwesternwohnheim ist eine Etage für ältere und kranke Flüchtlinge oder Familien mit kleinen Kindern geräumt worden.

Über das Handy gibt es Kontakt nach Damaskus. Der Sohn will nachkommen. Er ist Ingenieur. Die Zukunft ist ungewiss. Außer ein paar Brocken Englisch können der ehemalige Fahrer eines deutschen Großunternehmens und seine Frau sich nicht verständlich machen. – Jetzt geht die Frau oft in die Stadt und versucht vertraut zu werden mit der Umgebung und den Menschen. Vor ein paar Wochen tauchten sie in der Apostelkirche auf.

Liebe Gemeinde,

ich will lieber über Menschen sprechen, die fliehen konnten, als über Mörder und Henker. Ich will lieber nachdenken über Rettungsgeschichten als über Gewaltgeschichten.

Und Fluchtgeschichten sind am Ende Rettungsgeschichten.

Solche erschütternden Fluchtgeschichten kennen wir aus unseren eigenen Familien. Und nun kommen viele Menschen in unser Land, die auch wieder solche Fluchtgeschichten mitbringen. – **Fluchtgeschichten werden lange erzählt in Familien.** Denn Flucht ist eine Zeit der Gefährdung der Gemeinschaft und des eigenen Lebens. Noch die nachfolgenden Generationen – längst in Frieden und Sicherheit – tragen an den Fluchterfahrungen, die Eltern oder Großeltern machten.

„Krieg soll um Gottes willen nicht sein“ – nach 1945 durfte und konnte das endlich in den Kirchen gesagt werden. Im Osten sogar deutlicher als im Westen. Der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR ließ in Bezug auf den Wehrdienst verlauten: „Der Dienst ohne Waffe ist das deutlichere Zeichen für den Frieden“.

Die Erfahrungen der beiden Weltkriege und die Gefahren des Kalten Krieges, der Wiederbewaffnung, des Wettrüstens, die stärkten das pazifistische Denken. Und man war so weit, dass man mehr für Frieden und Entwicklung ausgeben wollte als für Waffen und Waffenexporte.

Aber wie ist es heute: Deutschland ist einer der größten Waffenexporteure weltweit. Und nach den neuerlichen Anschlägen in Paris hört man das Wort Krieg. – Aber es macht einen Unterschied, ob man Verbrecher mit polizeilichen Mitteln verfolgt oder ob man Länder und Völker mit Krieg überzieht. – Man wird schnell ausgelacht, wenn man heute pazifistische Positionen vertritt. – Aber was wäre gewesen, wenn unser Land vielmehr in Frieden, in Entwicklung, in gerechte Handelsstrukturen gesteckt hätte, statt in Rüstung?

Stellen wir uns doch einmal vor, die reichen Länder hätten ihre Waffenexporte komplett eingestellt. Stellen wir uns vor, man hätte die Mittel für Rüstung in Bildung und Entwicklung gesteckt. Stellen wir uns vor, die Regierungen hätten gerechte Handelsstrukturen für die Armen Länder geschaffen und diese Länder hätten eine

eigene wirtschaftliche Entwicklung erleben können – ich bin mir sicher, wir hätten die Kriege und den Terror von heute nicht.

Doch so etwas ist nie probiert worden, niemals ernsthaft probiert.

Und auch jetzt wird es wieder leichter sein, nach Krieg gegen die Gewalttäter zu schreien, als den Weg des Friedens zu gehen.

"Ohne Rüstung leben", "Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein", "Konziliarer Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung" – das tritt alles wieder in den Hintergrund. - Was hat sich da verschoben in unseren Kirchen? In unserem Land 70 Jahre nach Kriegsende?

Jona hat einen Auftrag. Er soll nach Ninive. Er soll die Menschen dort vor dem Zorn Gottes retten und ihre Herzen bekehren. Jona ist Ninives letzte Chance. Aber Jona will nicht. Was gehen ihn diese verdorbenen Leute an? Assyrer! – Sie waren doch Israels Geißel geworden und hatten die Menschen ins Exil verschleppt. Warum ausgerechnet die Feinde retten?

So steigt er lieber auf ein Schiff, das ihn ans Ende der Erde bringen wird. Aber Gott lässt ihn nicht aus der Verantwortung, schickt den Sturm, lässt Jona über Bord werfen, schickt den Fisch. Und genau hier – im Bauch des Fisches – hören wir Jona heute beten:

*Ich schrie aus dem Rachen des Todes und du hörtest meine Stimme. Du warfst mich in die Tiefe, mitten ins Meer, dass die Fluten mich umgaben.(...) Aber du hast mein Leben aus dem Verderben geführt, HERR, mein Gott! (...)*

*Die sich halten an das Nichtige, verlassen ihre Gnade. Ich aber will mit Dank dir Opfer bringen. Meine Gelübde will ich erfüllen dem HERRN, der mir geholfen hat.*

Dieses Gebet, liebe Gemeinde, ist verrückt.

Im wahrsten Sinn verrückt. Es scheint, an der falschen Stelle im Text eingefügt zu sein. Jona sitzt ja noch mitten in der Hölle – irgendwo tief unter der Wasserlinie und betet, als wäre er frei. **Mitten in der Hölle und schon frei.** Das kann man nur als gläubiger Mensch denken.

Jona sitzt im Rachen des Todes – den Sturz ins bodenlose Meer hinter sich und vor sich nur Ungewissheit. Es war die Stunde Null für Jona.

1985 sprach ein deutscher Bundespräsident wichtige Worte über die deutsche Stunde Null, über den 8. Mai 1945. Das war Richard von Weizsäcker. Er sagte: „Der 8.Mai ist für uns Deutsche kein Tag zum Feiern. Die Menschen, die ihn bewusst erlebt haben, denken an ganz persönliche und damit ganz unterschiedliche Erfahrungen zurück. Der eine kehrte heim, der andere wurde heimatlos. Dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft. Viele waren einfach nur dafür dankbar, dass Bombennächte und Angst vorüber und sie mit dem Leben davongekommen waren. Andere empfanden Schmerz über die vollständige Niederlage des eigenen Vaterlandes.(...) Der Blick ging zurück in einen dunklen Abgrund der Vergangenheit und nach vorn in eine ungewisse dunkle Zukunft.

*Und dennoch wurde von Tag zu Tag klarer, was es heute für uns alle gemeinsam zu sagen gilt: Der 8.Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.“*

Mit dem betenden Jona im Fischbauch vor Augen wird der 8.Mai 1945 zu genau

dieser Stunde Null der Befreiung mitten in der Hölle. Jona sitzt in der tiefsten Tiefe und lobt doch Gott und baut auf Zukunft.

Am 8. Mai 1945 saßen die Menschen in Deutschland in der tiefsten Tiefe der Niederlage und Besetzung und doch öffnete sich da für sie die Zukunft.

Und genau wie Jona, der nicht selbst in den Fisch kam und nicht von allein wieder herauskommen wird, dem die Tür von außen aufgestoßen werden muss, brauchte es für die Deutschen in West und Ost 40 Jahre nach Kriegsende einen Bundespräsidenten, der seinem Volk das Wort der Befreiung ins Herz legte.

Die Klinke zur Befreiung habe ich nicht selbst in der Hand, **das Tor in die Freiheit wird von außen geöffnet.**

Wir glauben an einen Gott, der die Menschen retten will, der nicht mal Ninive aufgibt, der Jona nachgeht. Unser Gott ist einer, der verirrte Gedanken geduldig neu auszurichten sucht, der Türen öffnet, wo wir nicht einmal eine Tür sehen. Der Befreiungsgebete auf die Lippen legt, wo das bloße Auge nur die Hölle sieht.

Als Kinder dieses Gottes sind wir befreit, Tore zu öffnen, wo andere an der Grenze zur Freiheit stehen. Und in der Konsequenz könnte sich eine Festung Europa, die alle Tore verschließt, wohl kaum „Christliches Abendland“ nennen.

Wenn Menschen vor unseren Grenzen erfrieren, können wir noch nicht in Jonas Befreiungsgebet einstimmen!

Da müssen wir selbst erst noch befreit werden.

Als am 3. Dezember 1978 die ersten Flüchtlinge aus Vietnam, die sogenannten Boat People, am Flughafen in Hannover ankamen, wurden sie von Ministerpräsident Ernst Albrecht begrüßt:

*„Wir wissen, was an Leid und was an Strapazen hinter Ihnen liegt, und wir können Ihnen nachfühlen, wie Ihnen jetzt zumute ist. Sie kommen jetzt in ein Land, in dem Sie frei leben können, ohne von irgendjemandem unterdrückt zu werden.(...) Und Sie kommen vor allem in ein Land, und das möchte ich Ihnen heute sagen, in dem Sie keine Furcht zu haben brauchen, sondern in dem Sie nun mit Zuversicht und Mut an den Neuaufbau Ihres Lebens herangehen können.“*

Die Geschichte von der Flucht meiner Großmutter und ihrer beiden Söhne ist früher, als sie noch lebte, oft erzählt worden. Ich denke manchmal ich war selbst dabei, z.B. als sie in Thüringen im Wald auf die amerikanischen Panzer stießen und das Häuflein SS-Leute, die gerade in dem Dorf Ütteroda waren, ganz schnell im Wald verschwanden. Als mein Vater auf den Panzern seine ersten Afroamerikaner sah.

Die Namen sind mir nicht bekannt, aber ich weiß genau die Stationen, an denen Türen geöffnet wurden, um der Frau und den Kindern Schutz zu geben – und die Orte, wo die Türen vor ihnen verschlossen wurden.

Es war eine Zeit der täglichen Angst und des Lebens auf der Kippe, am seidenen Faden. – Und gottlob gab es die Momente, in denen man wenigstens kurz vor der Hölle befreit war. – **Solche Momente der Hilfe und des Aufgenommen-werdens, die vergessen Menschen nie.**

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.